

KLAUS LAERMANN

Vom Sinn des Zitierens

I

Nur indem wir zitieren, scheinen wir sinnvoll schreiben zu können. Texte, die prinzipiell auf Zitate verzichten, sind nicht einfach nur schwer zu verstehen, sondern laufen Gefahr, verstiegen zu wirken. Denn in der Allgemeinheit ihres Sinns zitiert jede Sprache das, wovon die Rede ist und was nicht notwendig gegenwärtig sein muß, in die Anwesenheit ihrer Darstellung.

Die Art, wie einer zitiert, sagt oft mehr über seine Argumentation als die Argumente, die er vorzubringen hat. Denn an ihr zeigt sich ein bestimmter Selektionsstil. Alles Zitieren ist ein Auswählen aus einem mündlichen oder schriftlichen Traditionszusammenhang. Zugleich aber setzt es diesen Zusammenhang auf eine prekäre Weise fort. Jedes Zitat in einer Rede oder in einem Text trifft eine Selektion aus einer Vielzahl anderer Texte oder Reden. Es steht also vor dem Hintergrund anderer möglicher Zitate. Dies ist der Grund für die besondere Autorität, die Worte dadurch erlangen, daß sie zitiert werden. Sie schließen als Zitate andere Worte des Textes, dem sie entnommen sind, sowie andere Texte, die dem selben Gegenstand gewidmet sind, mehr oder minder nachdrücklich als weniger belangvoll aus. Dies ist unumgänglich, weil es stets notwendig ist, Sinnzusammenhänge der Tradition zu komprimieren. Allein die Überfülle der Schriften, denen wir uns konfrontiert sehen, zwingt dazu. Nur indem wir uns selektiv verhalten, können wir uns der Tradition gegenüber behaupten.

Die Selektionsleistung von Zitaten sollte also in einer bewußt gelenkten und höchst absichtsvoll gesteuerten Traditionswahl liegen. Sie ließe eine Darstellung abweichender Darstellungen gerade nicht außer acht, sondern berücksichtige sie unausdrücklich. Die geistige und wissenschaftliche Tradition ist vielstimmig und von Widersprüchen durchsetzt. Solche Widersprüche aber bieten den taktischen Spielraum, innerhalb dessen die Strategie der Zitate vorbereitet und entfaltet werden kann. Wer sie nicht für sich arbeiten läßt, sondern übergeht oder entkräftet, begibt sich der Chancen, die die Vielstimmigkeit der Tradition ihm eröffnet. Argumentieren kann nur, wer deutlich macht, wogegen er sich wendet. Die Kunst, mit den Gedanken anderer und (oft genug) gegen sie die eigenen Ansichten zur Geltung zu bringen, ist das Geheimnis des Zitierens. Es ist dies die hohe Schule der Erbschleicherei. Ein Text folgt ein Stück weit einem anderen und verläßt ihn, sobald sich zeigt, daß er ihm seinen Sinn preisgegeben hat.

Doch damit sind die Schwierigkeiten des Zitierens keineswegs gelöst, sondern möglicherweise nur verschoben. Wer etwas zitiert, muß stets fürchten, daß er der Tradition, auf die er sich beruft, nicht gerecht wird. Denn er bricht einen Teil aus ihr heraus, der beispielhaft für das Ganze eintreten soll. Aber das gelingt nur unter einer für alles Zitieren wesentlichen Bedingung. Nur wenn ein Vorverständnis der Hörer oder Leser über die Zitierfähigkeit einer

Tradition vorausgesetzt oder erarbeitet werden kann, können Zitate den Evolutionswert entfalten, der ihnen nach der Hoffnung des Zitierenden jeweils zukommen soll. Zitate müssen also als solche akzeptiert werden, sonst gelten sie nicht.

Das hat umgekehrt zur Voraussetzung und zur Folge, daß Zitate eine sozial homogenisierende Wirkung besitzen. Mehr oder weniger homogene Bildungseliten haben sich jahrhundertlang durch den Austausch von Zitaten ihre Exklusivität bestätigt. Die Zugehörigkeit zu einer gehobenen Bildungsschicht konnte dabei über die Grenzen der einzelnen Nationen hinweg Geltung beanspruchen. »Classical quotation«, sagte Dr. Johnson, »is the *parole* of literary men all over the world.«

Soweit Zitate gesellschaftlich etwas gelten, bilden sie sozusagen einen Hof um sich. Wenn sie zur Sprache gebracht werden, sagen sie mehr, als in ihnen ausgedrückt ist. Sie sprechen dann gleichsam stellvertretend für die Teile einer Tradition, die nicht eigens zitiert werden, und sie sprechen für den, der sie anführt.

Der Autoritätsanspruch von Zitaten wird weiter dadurch erhöht, daß Zitate ihrerseits zitiert werden können. Wer ein Zitat zitiert, entlastet sich in ganz anderem Maße von einem Problemdruck als jemand, der einfach nur zitiert. Denn er schafft eine Art Arbeitsteilung angesichts der schriftlichen Überlieferung, und zwar nicht bloß in struktureller, sondern auch in sequenzieller Hinsicht. Das heißt, er stellt eine Abfolge von Geltungsansprüchen her, die eine größere Verbindlichkeit besitzt als die simple Berufung auf eine Autorität. Denn was bereits dort wie zuvor schon dort und gewiß auch dort Geltung besaß, kann hier nicht auf einmal ohne jeden Belang sein. Zitatketten, die sich auf diese Weise bilden lassen, können äußerst komplexe Zusammenhänge durch Selektivitätsverstärkung überschaubar machen. Ganze Traditionsstränge scheinen mit ihnen mühelos verfügbar zu werden.

Diese Form der Effektpotenzierung beim Zitieren hat allerdings einen Nachteil: Sie setzt beim Leser eine sehr hohe Zustimmungsbereitschaft voraus. Denn ihm wird ja nicht nur die Zustimmung zu einer Einzelentscheidung zugemutet, sondern zu einer Entscheidung über eine ganze Reihe gleichsam hintereinander geschalteter Entscheidungen. Anders gesagt: Diese Art des Zitierens ist in besonderem Maße anfällig für Dogmatismus aller Richtungen. Denn die Gesamtheit der Schritte eines Zitatzusammenhangs wird mit wachsender Länge einer Zitatkette immer voraussetzungsärmer und folgenreicher im Hinblick auf ihren Geltungsgrund bzw. Geltungsanspruch. Doch das ist nicht einmal so gefährlich wie der Umstand, daß Kettenzitate die Tendenz haben, sich einwandsimmun zu machen. Sie tun dies häufig in der Weise, daß sie die Lückenlosigkeit einer Genealogie konstruieren. Damit gelingt es ihnen, große zeitliche Abstände zu überbrücken. Viel stärker als bei anderen Arten des Zitierens herrscht bei ihnen die Neigung vor, eine Tradition nicht nur zu beschwören, sondern unmittelbar und bruchlos herzustellen. Dadurch aber wächst die Gefahr, daß die Leser durch sie entmündigt werden. Denn sie werden einem Autoritätsdruck ausgesetzt, dem sie sich nur schwer entziehen können.

Sehr häufig steht am Ursprung der Kettenzitate eine besondere, nämlich eine heilige oder wenigstens sakralisierte Schrift bzw. eine besondere, nämlich eine mindestens positivierte Rechtsnorm der Vergangenheit, die auf die Gegenwart hin über mehrere Vermittlungsstufen hinweg ausgelegt wird. Manchmal aber haben solche Ketten auch nur die Funktion, die Lückenlosigkeit der Entwicklung einer Wissenschaftsdisziplin im Hinblick auf die Behandlung eines Problems darzustellen oder vorzutäuschen. Stets aber geht es ihnen darum, die Autorität eines wirklichen oder vermeintlichen Ursprungs direkt mit der Gegenwart zu verbinden bzw. diese direkt an jene Autorität zurückzubinden. Der deduktive Zwang, der dabei ins Spiel gebracht wird, kann (zumal von Neulingen oder Laien auf einem Gebiet) oft nur schwer als bloße Konstruktion durchschaut werden.

II

Konstruktion und Zwang aber bleibt alles Zitieren. Kaum jemand, der sich seiner bedient, kann sich zuzeiten des Eindrucks erwehren, er mache seinen Lesern nur etwas vor, indem er ihre Aufmerksamkeit in bestimmte Richtungen lenke. Was er wirklich sagen wolle, komme dabei nicht zur Sprache, entziehe sich seinen zwanghaften Konstruktionen, werde gar durch die Zitatgerüste, mit denen er es umstelle, verdeckt. Seine Zitate, so befürchtet er, seien stumm.

Damit verbindet sich oft das unsichere Gefühl, es sei bereits alles gesagt und es komme nur noch darauf an, die Worte anderer neu zusammenzustellen. Um zu belegen, wie früh diese melancholische Distanzierung von der Tradition schon aufgetreten ist, gebe ich ein Kettenzitat aus Robert K. Mertons Buch *Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Wissenschaft*. Merton hat es aus Burtons *Anatomy of Melancholy* von 1621. Und der wiederum zitiert einen wenig bekannten spätlateinischen Autor: »Nihil dictum quod non dictum prius; methodus sola artificem ostendit.« »Wir vermögen also«, übersetzt Burton, »nichts zu sagen, was nicht schon gesagt worden wäre: Komposition und Methode allein gehören uns und erweisen den Gelehrten.«

Diese zunächst wenig aussichtsreiche Perspektive gibt immerhin den Trost, autonom mit dem vorgefundenen Material schalten zu können. Dabei stellt sich zuweilen sogar eine winzige Hoffnung ein. Burton hat sie in jenem Bild ausgedrückt, dem Merton durch die Jahrhunderte nachgegangen ist: »Ein Zwerg, der auf den Schultern eines Riesen steht, kann weiter sehen als der Riese selbst.« Schon manchem Zwerg freilich ist diese Hoffnung zu Kopf gestiegen. Denn sie verleiht ein charakteristisches und verräterisches Machtgefühl. Es gründet sich auf die schier unumschränkte Fähigkeit, beliebig große Ideen der Vergangenheit sowie Werke der Gegenwart vor die Schranken eines Doppelpunkts zu rufen oder zwischen Gänsefüßchen zu stellen. Die unabdingbare Notwendigkeit, das Zitierte in eine argumentative Konstruktion einzuarbeiten, wird im Rausch dieses Machtgenusses übersprungen.

Gerade die scheinbare Uneinschränkbarkeit des Zitierens hat zu einem Zitiertül geführt, der heute in allen Wissenschaften verbreitet ist und zuweilen beinahe den Charakter einer Sucht trägt. Gemeint ist das Bestreben, alle, aber nun wirklich alle Meinungen zusammenzutragen, die über einen Gegenstand vorgebracht worden sind. Das führt zur Dokumentation einer häufig stupenden Belesenheit. Ihr Ziel ist es vorgeblich, den sogenannten »Stand der Forschung« darzustellen. Doch dieser Stand erweist sich in der Regel als Stillstand; denn wer ihn dokumentiert hat, weiß in vielen Fällen, sobald er am Ende ist, nicht weiter. Das Verlangen, alles und unbedingt alles zusammenzusuchen, hat ihn, so scheint es, um den Verstand gebracht. Statt einen nachvollziehbaren Zusammenhang zu konstruieren, hat er sich im Gestrüpp der Meinungen und Argumente verstrickt. Daß diese Art der Verstrickung durchaus attraktiv ist, rührt daher, daß sie als Einfälligkeit mißverstanden wird, während sie doch eher das Gegenteil (nämlich Objektabwehr) ist. Der Wissenschaftsbetrieb honoriert sie als Vielwisserei.

Sie muß nicht mehr unbedingt in der Form der weitläufigen Zitatensfriedhöfe des klassischen Positivismus angelegt sein, auf denen alle Traditionen eines Fachgebiets beigelegt sind. Heutzutage tritt sie anders auf. Sie nimmt meist den Charakter sogenannter Materialzitate an, die einen Überblick über alle Meinungen bieten, welche zu einem Thema von Wissenschaftlern, die noch leben oder zumindest noch etwas gelten, vertreten oder vorgebracht worden sind. Das mag nützlich sein, wenn es sich um Einführungen in ein Gebiet handelt. Ärgerlich ist es dagegen, wenn es allein zu dem Zweck geschieht, den Umstand zu verbergen, daß ein Wissenschaftler selbst keine Auffassung zu entwickeln vermag. Eine der legitimen Funktionen des Zitierens, sich hinter der Meinung eines anderen zu verstecken und ihn sozusagen als Eideshelfer zu verwenden, wird bei dieser Art zu zitieren in ein unsinniges Extrem getrieben. Denn sie läßt keine Meinung mehr erkennen.

Schon im vierten nachchristlichen Jahrhundert heißt es bei Macrobius: »Omne meum; nihil meum.« »Es ist alles von mir und nichts von mir.« Wer sich alles widerstandslos glaubt aneignen zu können und insbesondere auch wer es allen recht machen will, der wird am Ende zwischen allen zerrieben und selbst ganz stumm. In diese Art von wortreicher Stummheit führen viele Texte, die vor Bildung strotzen. Der Autor ist sozusagen aus ihnen verschwunden. Sie sind, wie Walter Benjamin meinte, nur noch Durchgangsstätten zwischen zwei Zettelkästen, dem ihres Verfassers und dem ihres Lesers.

Unsinnig ist ihr Vorgehen aus noch einem weiteren Grund: Das Bestreben, zu einem Thema wirklich alles zusammenzutragen, ist letztlich unerfüllbar. Nicht nur die Grenzen von Zeit und Raum, auch die der Sprachen gebieten ihm Einhalt. Stets war sein Habitus mehr oder weniger imperialistisch. Die Grenzen des eigenen Wissens, so wurde und wird unterstellt, fallen zusammen mit den Grenzen der erkennbaren Welt. Unsicher ist an diesem Zitat-imperialismus das konservative Moment auszumachen. Seine heimliche Hoffnung lautet: Wenn alles im Zitat gegenwärtig ist, wird das Gegenwärtige alles.

III

Zum Glück bleibt diese Hoffnung uneinlösbar. Denn sie verkennt, daß Zitate nur eingeschränkte Macht über die Wirklichkeit verleihen, von der in ihnen die Rede ist. In jedem Zitat, vor allem aber in dem, was ich als Zitatimperialismus auffasse, steckt ein Rest des Glaubens an eine Allmacht der Worte. Darum steckt im Zitieren immer auch ein Stück Magie.

Wenn die Sprache gegenüber einfachen Zeichensystemen dadurch charakterisiert ist, daß sie aufgrund ihrer Negationspotentiale nicht in gleichem Maße an situationsbedingte Kontexte gebunden ist, dann gehen Zitate offensichtlich noch einen Schritt darüber hinaus. Mit ihnen werden nicht nur die Grenzen von Zeiten und Räumen scheinbar beliebig übersprungen, sondern (was wichtiger ist) auch die Innen-Außen-Grenzen von Personen. Wenn ich einem Dritten gegenüber wiedergeben kann, was ein anderer über einen Sachverhalt gesagt oder geschrieben hat, dann schein ich ihm stets indirekt auch etwas davon übermitteln zu können, was er von sich selbst sagt und wie er zu sich steht. Jeder identifiziert sich in dem, was er sagt oder schreibt. Keiner kann ganz aus seiner Sprache heraus. Doch erst im Zitat scheint diese Identifizierung objektivierbar. Der magische Aspekt seiner besonderen Macht besteht offensichtlich darin, daß es die Selbstdarstellung eines anderen (und sei es im Gewande einer sachlichen Mitteilung) in Worte bannt, die wiederholbar sind, also von der Person abgelöst werden können.

Als Modell erweckt es den Anschein, die Innen-Außen-Differenzierung voranzutreiben und etwas zu tun, was bei beinahe jeder anderen Form der Rede unmöglich ist, nämlich gleichsam aus anderen heraus zu sprechen. Diese soziokulturell einzigartige und keineswegs selbstverständliche Leistung des Zitats macht seine große Attraktivität aus. Sie verbürgt einen scheinbar unmittelbaren Zugang zum bewußten Erleben eines anderen und erlaubt es, ihn als einen selbstverantwortlichen Träger eigener, aber anderer Erlebnisse und Weltperspektiven zu erleben. Sie bietet damit eine überaus vorteilhafte Möglichkeit, ihm vergangene Worte und deren Sinn sowie (daraus folgend) vergangene Taten und deren Verantwortlichkeit direkt zuzuschreiben. Sie schützt vor den sonst möglicherweise irregulären und unvorhersehbaren Eindrücken vom Verhalten eines anderen.

Die Fähigkeit, mit den Worten anderer zu sprechen, ihre Worte in Zitaten gleichsam von ihnen abzulösen, verführt jedoch nur allzu leicht zu der Illusion, sie in jedem Fall auf diese Worte festlegen zu können. Gerade darin steckt das Moment eines naiven Glaubens an die Allmacht der zitierten Worte. Magisch suggeriert er, daß jemand, der gleichsam mit der Stimme eines anderen spricht, dessen Sprache wortwörtlich wiederholt, tatsächlich als dieser andere spricht, also unmittelbar an dessen Bewußtseinsleben teilnimmt. (Von der Bedeutung dieser Suggestion wußte freilich Rumpelstilzchen mehr als mancher Linguist.)

Der Glaube an die Macht der Zitate versucht, eine magische Grundhaltung der Sprache gegenüber beizubehalten oder wiederzugewinnen. Er will die Person unmittelbar mit dem gleichsetzen, was von ihr gesagt wurde. Daher

das Festnagelnde vieler Formen des Zitierens. Es wird gelenkt von dem Bestreben, daß ein Zitat auf die Person, von der es stammt, passen soll, wie realiter noch nicht einmal ihr Name auf sie paßt. Schon daß die Worte von ihr ablösbar sind in Zitaten, widerspricht der Intention dieses Zitierens, einem Menschen seine Sprache unumwunden auf den Leib zu schreiben. –

Gerade dieser magische Aspekt des Zitierens läßt dessen rechtssoziologischen Sinn in seiner ganzen Zweideutigkeit hervortreten. Vor Gericht zitiert werden Zeugen und Angeklagte, um eine Aussage zu machen. Dabei gilt der Rechtsgrundsatz, daß niemand sein eigener Zeuge sein darf. Das bedeutet umgekehrt, daß eine Wahrheitsfindung vor Gericht nur über eine Ausdifferenzierung von sozialen Rollen möglich scheint, die Unbeteiligte hinzuzuziehen gestattet und Dritten die Entscheidungsbefugnis in Rechtsstreitigkeiten überträgt. In der unmittelbaren oder gar gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen zweien, so wird dabei unterstellt, läßt sich kein Urteil ermitteln, das verlässlich erwartbar, dauerhaft und behaftbar, mithin auch zu begründen ist. Die risikoreiche Individualisierung der Rechtsfindung durch einen Zweikampf wird durch die Institution eines Richters in der Rolle des Dritten und durch die Anhörung nachprüfbarer Zeugenaussagen abgelöst. Damit wird das Recht kalkulierbarer gemacht. Denn Richter erzwingen nicht nur eine Bindung des Rechts und der Urteile an vorab bekannte (also positivierte) Normen, sondern vor allem auch eine Anhörung von unterschiedlichen Sachverhaltsdarstellungen der streitenden Parteien, in die mehr oder weniger direkt deren jeweilige Selbstdarstellung eingeht. Gerade dies Ineinander von Schilderung des Sachverhalts und Selbstdarstellung macht die rechtssoziologische Zweideutigkeit aus, die darin steckt, jemanden vor Gericht zu zitieren. (Von ausschlaggebender Bedeutung ist dabei, daß Aussagen vor Gericht weder schriftlich noch durch Mittelsmänner erbracht werden können.) Als Angeklagter oder Zeuge vor Gericht zitiert zu werden heißt, im Angesicht Dritter in einer Streitsache zu Wort zu kommen, um ohne physische Gewalt zu einem Urteil zu gelangen. Dabei wird darauf vertraut, daß jeder in dem, was er sagt, nicht nur wirklich, sondern vor allem wahrhaftig anwesend ist, mit anderen Worten: daß er nicht lügt.

Da dies nach aller Erfahrung stets bezweifelbar bleibt, können Personen, die vor Gericht zitiert werden, unter Eid gestellt werden, um sie zur Wahrhaftigkeit zu zwingen. Die Zweideutigkeit, die den Aussagen vor Gericht (wie allen Zitaten) anhaftet, soll also durch einen Wahrheitsbeweis beseitigt werden, der noch archaischer ist als die Magie der Zitate. Im Eid wird feierlich die Richtigkeit einer Aussage bekräftigt. Er ist, wie Kant sagt, ein »Erpressungsmittel der Wahrhaftigkeit«. Wer einen Eid schwört, ruft für den Fall der Unwahrheit seiner Aussage die Gewalt gegen sich auf, die der Eid als archaisches Rechtsmittel gerade ablöst. Im Eid findet mithin die nachdrücklichste Bindung der Person an das statt, was von ihr gesagt wird. –

Wie wenig aber Eide leisten, was sie leisten sollen, macht die Geschichte deutlich. Denn kaum ein Rechtsinstitut ist über die Jahrtausende hinweg umstrittener gewesen als der Eid. Wahrhaftigkeit läßt sich, so scheint es, eben nicht erzwingen, nicht durch Zitate und selbst nicht durch Eide.

Dem trägt die wichtigste innersprachliche Voraussetzung des Zitierens Rechnung: die indirekte Rede. Nicht zufällig gehört zu ihr eine Sachverhalts-schilderung im Modus des Konjunktivs. Er bietet die Möglichkeit, Meinungen anderer wiederzugeben, ohne für deren Richtigkeit eine Gewähr zu übernehmen. Er läßt den propositionalen Gehalt einer berichteten Aussage im Bereich des Zweifels, der Unbestimmtheit, ja der Nichtwirklichkeit. Er erlaubt also, die Distanz zu sehen zwischen einer anderen Person und dem, was sie angeblich gesagt hat. Mit anderen Worten, er gestattet ihr, sich fortlaufend zu dementieren und gerade nicht durch Zitate auf ihre Aussagen festgenagelt zu werden.

IV

Der autoritative Geltungsanspruch von Zitaten setzt, so wurde gesagt, immer schon ein Vorverständnis darüber voraus, was jeweils zitiert werden darf. Nicht in jeder Gesellschaft sind dies nur Worte oder Texte und längst nicht überall nur Äußerungen von Menschen. So können in primitiven Gesellschaften, in denen etwa die Geister der Ahnen oder Totemtiere als stets wachsame, alles Handeln der Menschen begleitende Subjekte erfahren werden, durchaus auch andere als die menschlichen Auffassungen für zitierwürdig gelten. (Und auch in unserer Gesellschaft werden unentwegt Bilder, Gesten, Musik und Gesang, vor allem aber auch Symbole der Macht zitiert.)

Erst in relativ hochentwickelten Gesellschaften, in denen Schriftreligionen ausgebildet werden (die ihrerseits große Zitierprobleme stellen, weil in ihnen das Zitieren identisch wird mit der Frage nach einer sinnvollen Existenz), können außer den heiligen Schriften auch andere Texte (zunächst immer wieder Verlautbarungen von Machthabern oder Rechtsnormen) und spät erst Äußerungen aller Menschen zitierbar werden.

Überall variieren die Möglichkeiten, etwas zu zitieren, im Blick auf die Bezugsgruppen, vor denen zitiert wird. Diese Gruppen müssen die Texte, denen Zitate entnommen werden, zumindest virtuell als sinnvoll anerkennen. Das wirft immer dann erhebliche Probleme auf, wenn Gruppen nicht homogen zusammengesetzt sind, wenn sie über nur geringe Gemeinsamkeiten in ihren Traditionen verfügen oder wenn sich ihre Mitglieder aus anderen Gründen wechselseitig die Legitimation einer Berufung auf bestimmte Zitate bestreiten. (Daher das blendende Gedächtnis von Sektierern für Zitate.)

Aber nicht nur *was* zitiert werden darf, kann innerhalb einer Gesellschaft umstritten sein. Problematisch werden kann schon der Umstand, daß es Texte gibt, die sich vorsätzlich jeder Zitierbarkeit entziehen. Gemeint sind Schriften, die gegen stillschweigend anzuerkennende oder juristisch erzwingbare formale und inhaltliche Voraussetzungen der Zitierfähigkeit verstoßen. Das können in der heutigen Situation etwa Essays sein, die quer liegen zum Wissenschaftsbetrieb.

In früheren Jahrhunderten waren es oft Schriften, die anonym oder pseudonym erschienen und einen falschen oder gar keinen Druckort oder Verleger nannten. Daß sie nicht zitierfähig (also auch nicht zu belangen) waren,

ließ sie als in hohem Maße politisch gefährlich erscheinen. Schon bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurde das erkannt.

In dem Reichsabschied zu Augsburg vom Jahr 1530 wurde in § 58 unter anderem verordnet, »daß ein jeder Churfürst, Fürst und Stand des Reichs, geistlich und weltlich, mittler Zeit des künftigen Concilii in allen Druckereyen, auch bey allen Buchführern mit ernstlichem Fleiß Vorsehung tue, daß hinfürter nichts Neues, und sonderlich Schmäh-schrift, Gemähle oder dergleichen, weder öffentlich oder heimlich gedichtet, gedruckt, oder feil gehabt werden, es sey dann zuvor durch dieselb geistlich oder weltlich Obrigkeit dazu verordnete verständige Personen besichtigt, des Druckers Namen und Zunamen, auch die Stadt, worinn solches gedruckt, mit nämlichen Worten darin gesetzt.« Wie wenig die politische Bedrohung, die von anonymen, mithin nicht vor Gericht zu zitierenden Schriften ausging, noch bis ins 18. Jahrhundert hinein gebannt war, zeigen die Debatten über Zensur und Pressefreiheit in jener Zeit. Noch 1793 erließ Kaiser Franz II. ein Zirkularschreiben, in dem er fordert, »daß der Verbreitung aller sowohl französischen, als inländischen, zum Aufruhr und zur Empörung reizenden Schriften, besonders solcher, wodurch der Umsturz der gegenwärtigen Reichsverfassung bezielet wird, durch die wachsamste Aufsicht über die Urheber, Verfasser, Verleger und Verbreiter, durch angemessene scharfe Bestrafung derselben, und durch unnachsichtliche Confiscirung dergleichen Schriften mit deßfallsiger wechselseitiger Beywirkung und Unterstützung sorgfältigst vorgebogen werde«.

Herrscht also staatlicherseits seit Einführung des Buchdrucks und bis heute Einmütigkeit darüber, daß das Nichtzitierbare umsturzverdächtig ist, so verschwinden auf seiten der Autoren die Bestrebungen, ihre Schriften anonym auf den Markt zu bringen erst in dem Maße, in dem sich ein Urheberrecht herausbildet. Mit ihm wird alles Zitierbare verrechtlicht in der Form von (wie es nunmehr heißt) »geistigem Eigentum«. Das Plagiat, dies uralte Kavaliersdelikt der Literaten, wird fortan als Diebstahl gebrandmarkt und nicht mehr entweder dem Spott oder der Bewunderung ausgesetzt. Von nun ab muß ordentlich, d. h. mit genauer Quellenangabe und wortgetreu zitiert werden. Denn »unbelegte Zitate«, meint Jacob Grimm in seiner Vorrede zum *Deutschen Wörterbuch*, »sind unordentlich zusammengeraffte, unbeglaubigte, unbeeidete Zeugen«.

Im Falle der Wissenschaften geht die Konsensbildung darüber, was zitiert werden darf, heute meist dahin, daß man eigentlich alles anführen darf, was potentiell wissenschaftswürdig ist. Was das im einzelnen ist, wird von der ideologischen Situation und den Machtverhältnissen in den jeweiligen Fächern entscheidend mitbeeinflusst. Beinahe stets bleiben bestimmte Traditionen ausgeklammert, auch wenn nur allzu oft der Anschein des Gegenteils erweckt wird. Dies geschieht gewiß nicht immer absichtsvoll, obwohl auch das zumeilen vorkommt und bei jenen Wissenschaftlern die Regel ist, die ganze Forschungsrichtungen durch gezielte Nichtbeachtung in einer Art unerklärtem geistigem Bürgerkrieg bekämpfen.

Generell läßt sich heute in den Wissenschaften eine Konventionalisierung des Zitierens beobachten. Sie bringt die Gefahr mit sich, daß in den Anmer-

kungsapparaten nurmehr jene Professorenzitate von Zitierprofessoren auftauchen, die wir zu Genüge kennen. Solche Zitate dienen fast nur noch dazu, als Zugehörigkeitsbeweis zu bestimmten Gruppen Anerkennung zu erheischen oder zu übermitteln. Es gibt zweifellos viele Wissenschaftler, die nicht mehr in erster Linie die Texte ihrer Kollegen lesen, sondern vor allem deren Anmerkungen. Für sie zählt nur, was unterm Strich herauskommt, vor allem natürlich, ob sie selbst erwähnt werden. Mit dieser Technik können sich überaus empfindliche, weil von Dritten kaum zu bemerkende Feindschaften entwickeln. Soweit ich sehe, führt sie aber noch häufiger zum Gegenteil, nämlich zur Bildung regelrechter Zitierkartelle. Sich gegenseitig zu zitieren ist ja nicht nur höflich, sondern es bringt vor allem Prestige und damit, wenn es nur häufig genug wiederholt wird, auch Macht. Selbst wissenschaftliche Kontroversen lassen sich so inszenieren, daß hinter ihnen die Absicht der Kontrahenten vermutet werden darf, möglichst lange die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu erregen. (Sie kommt schließlich allen Beteiligten zugute.)

Die Marktchancen amerikanischer (und zunehmend wohl auch deutscher!) Sozialwissenschaftler bemessen sich seit einigen Jahren nicht mehr ausschließlich nach der Zahl ihrer Veröffentlichungen, sondern nach der Häufigkeit, mit der diese von anderen Wissenschaftlern zitiert werden. Abzulesen ist das am dreimal jährlich erscheinenden *Social Sciences Citation Index*, der jedes Zitat getreulich unterm Namen des Zitierten wie des Zitierenden aufführt. Wie wenig aussagekräftig derartige Bewertungen sind und welch blühender Unsinn mit ihnen getrieben werden kann, zeigt die Vermutung, daß der am häufigsten zitierte Sozialwissenschaftler Karl Marx ist. Nun wäre dagegen nichts einzuwenden, wenn nicht fast die Hälfte aller Marx-Zitate auf die in Ost-Berlin erscheinende *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* entfielen, die Marx gewiß aus anderen Gründen als denen seiner sozialwissenschaftlichen Aktualität zitiert.

In der Bundesrepublik dienen Zitierkartelle vor allem der Bildung bestimmter Schulen. In ihnen verfestigt sich ein Teil der jeweils herrschenden Meinung eines Faches. Durch Konventionalisierung von Zitierbarem versuchen sie, Machtchancen im Wissenschaftsbetrieb zu gewinnen und Statusaspirationen zu regulieren. Ihr Zitierstil dient weniger einer argumentativen Konstruktion als vielmehr einer Unterwerfung unter professionelle Kontrolle. Von einer in einem Fachgebiet herrschenden Meinung abzuweichen, bedeutet, sich besonderen Risiken auszusetzen und gegen einen kollegialen Diskussionszusammenhang zu argumentieren. Die Professionalisierung des Wissenschaftsbetriebs verpflichtet den einzelnen Wissenschaftler nur allzu leicht auf die Mitgliedschaft in einer Gruppe, die ihn vor Angriffen schützt, die ihn jederzeit aber auch mit schwerwiegenden Sanktionen bedrohen kann und der gegenüber er sich deshalb bereitwillig zuvorkommend verhält. Unter diesem Aspekt muß es als äußerst fraglich gelten, ob es möglich ist, durch gruppenorientiertes Zitieren und Rücksicht auf kollegiale Meinungen zu einer Wahrheitsfindung zu gelangen.

Im Gegensatz zum Konventionalismus des Zitierens gibt es (vor allem in

manchen Bereichen der Sozial- und Geisteswissenschaften) das Bestreben, Zitate möglichst esoterisch zu gestalten. Je entlegener eine Quelle, je weniger bekannt ein Beleg, je dunkler eine Textstelle, desto besser eignen sie sich, will mancher uns weismachen, einen wissenschaftlichen Text zu adeln. Der Zweck esoterischer Zitate besteht darin, andere zu beeindrucken. Denn ihr Geltungsgrund, so wird meist unterstellt, braucht ebensowenig nachgewiesen zu werden wie ihr argumentativer Nutzen. Der scheint erfüllt, sobald jeder Leser sich selbst für den Dummen und das schmucke Zitat für eine ausgemachte Trouvaille hält. Die Autorität des Entlegenen schüchtert ein, ohne noch den Anspruch zu erheben, darüber hinaus etwas zu beweisen. Selbstgefällige Esoterik dieser Art hatte Lessing im Visier, als er schrieb: »Kunstwörter müssen dann der Dummheit Blöße decken / und ein gelehrtes Zitat macht Zierden selbst zu Flecken.«

Vom esoterischen Zitat sind die Übergänge fließend zu dem, was als das heikelste Kapitel in einer Theorie des Zitierens angesehen werden muß, zum erschlichenen Zitat. Heikel ist es, weil es in wenigen Fällen sehr witzig sein kann, wenn jemand eigene Gedanken oder Formulierungen anderen zuschreibt, um sie dann von ihnen zu entlehnen. Schon Emerson hat dies beobachtet: »It is a familiar expedient of brilliant writers, and not less of witty talkers, the device of ascribing their own sentence to an imaginary person, in order to give it weight, – as Cicero, Cowley, Swift, Landor, and Carlyle have done.« Und darf man nicht auch von Walter Benjamin vermuten, daß er einige der Texte des Barock, die er im Trauerspielbuch interpretiert, selbst geschrieben hat?

Weniger witzige Wissenschaftler begnügen sich damit, zuzeiten mit Büchern zu renommieren, von denen sie kaum mehr kennen als den Titel, das Inhaltsverzeichnis oder den Index sowie allenfalls die ersten dreißig Seiten. Dies ist zwar selten nachzuweisen, aber dennoch fällt auf, daß in einzelnen Arbeiten zahlreiche Zitate jeweils aus den ersten Kapiteln der angeführten Bücher stammen.

Betrogen wird der Leser oft auch mit jenen Kettenzitaten, bei denen nicht der wirkliche Fundort genannt wird, sondern die vielleicht schon über drei Gewährsmänner vermittelte ursprüngliche Quelle. Wenn sich auf diese Weise eine Ahnenreihe in womöglich fehlerhafter Verkürzung einmal durchgesetzt hat, wird sie häufig ungeprüft übernommen. So kann dann ein Kanon entstehen, den nicht nur keiner mehr wirklich kennt, sondern den es vielleicht nicht einmal gibt.

Gegen die Zitierfreudigkeit der Wissenschaftler haben sich viele ausgesprochen, kaum einer bössartiger als Goethe, der Vielzitierte. Im Gespräch mit Riemer verglich er einmal die Professoren »und ihre mit Zitaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache vergessen machen« mit Zughunden, »die, wenn sie kaum ein paar mal angezogen haben, auch schon wieder ein Bein zu allerhand bedenkllichen Verrichtungen aufheben, so daß man mit den Bestien gar nicht vom Flecke kommt«.



Heft 6, im September 1984

XXXVIII. Jahrgang

Redaktionsschluß: 12. 7. 1984

MERKUR

Deutsche Zeitschrift

für europäisches Denken

Begründet von Hans Paeschke (1947-78)

und Joachim Moras (1948-61†).

Herausgeber 1979-83: Hans Schwab-Felisch.

Der Merkur wird getragen von der
Ernst H. Klett Stiftung Merkur

Herausgeber:

Karl Heinz Bohrer

Redaktion:

Kurt Scheel, Marianne Katz

Herstellung: Gitta Ries

Sekretariat: Heidrun Kochmann

Sonnenstr. 10, 8000 München 2

Telefon (089) 55 56 81-2

Inhalt

<i>Hannes Böhringer</i>		<i>S. S. Praver</i>	
Stil und Sachlichkeit	609	Hüter des Gedächtnisses:	
<i>Angelika Overath</i>		Ernst H. Gombrich	692
Azurne Scherben	619	<i>Manfred Schneider</i>	
<i>Wolf-Dieter Bach</i>		Platons Höhle als abendländische	
Die Zirkel des Schönen oder		Bibliothek (Jürgen Manthey)	698
Die Ausbreitung der Gegenstände		<i>Caroline Neubaur</i>	
nach ihrem Zusammenhang	628	Floßfahrt zum »wahren Selbst«	
<i>Alexander Kluge</i>		(D. W. Winnicott)	704
Das Schicksal und seine		<i>Michael Rutschky</i>	
Gegengeschichten	639	»Die Stimme des Intellekts	
<i>Roland H. Wiegenstein</i>		ist leise« (A. Mitscherlich)	709
Was für ein Theater	651		
<i>Reinhard Merkel</i>			
»Geistige Landschaft mit verein-			
zelter Figur im Vordergrund«:			
Ludwig Wittgenstein	659	MARGINALIEN	
<i>Klaus Laermann</i>		<i>Martin Roda Becher</i>	
Vom Sinn des Zitierens	672	Sprache der Liebe gegen	
<i>Rudolf Helmstetter</i>		Liebescode	
Rondo. Gedicht	682	(N. Luhmann, R. Barthes)	715
<i>Georges Hausemer</i>		<i>Frederick Wyatt</i>	
Zwei Gedichte	685	Vom Zuhören des Analytikers	718
		<i>Anton Bouvier</i>	
KRITIK		Gespräch mit Bernhard.	
<i>Eckhard Henscheid</i>		Ein Brief	723
Literatur. Eine Kolumne		<i>George Orwell</i>	
(I. Svevo, K. Reschke,		Die Theorie der relativen	
B. Kronauer, E. Wolf)	687	Katastrophe	728

Das nächste Heft, MERKUR Nr. 429, erscheint am 24. Oktober 1984